

7

Die Arena.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Die Stiersechter rüdten aus dem Schatten in den Bereich des grellen Lichts vor, aus dem Schweigen des Ganges auf die mit brausenden Tönen angefüllte Wählstatt. Auf dem weiten Rund erschienen die Stiersechter infolge des Dichteffekts und der Perspektive zwerghaft verkleinert. Sie glänzten in glänzenden Hüppchen, deren Goldstickereien die Sonnenstrahlen in irisierenden Tönungen spiegelten. Ihre graziosen Bewegungen entzückten die Zuschauer, so wie der Anblick eines wunderbaren Spielzeugs Kinder bezaubert. Gleich dem Glutwind, der über ein Aehrenfeld streicht, zog ein gewaltiger Hauch der Begeisterung durch die tausendköpfige Menge. Die Leute klatschten Beifall, stampften, brüllten durcheinander, und inmitten dieses von beiden Seiten, vom Ausgangstor bis zur Loge des Präsidenten sich erhebenden Getöses marschierten die Cuadrillas auf, in feierlichem Tritt. Hoch oben in der tiefblauen Luft kreisten weiße Tauben, wie erschreckt über das donnernde Gepolter da unten in dem Backsteintrater.

In dem Maße, wie die Stiersechter auf der Arena weiter schritten, fühlten sie sich wie umgewandelt. Nicht für Geld allein setzten sie ihr Leben ein. Hinter sich, hinter den Schranken ließen sie mit einem Mal ihre Angst zurück, die ihnen die unbekannte Zukunft einflöhte. Jetzt standen sie auf dem Kampfplatz, im Angesicht des Publikums, der greifbaren Wirklichkeit gegenüber, und die Ruhmsucht ihrer einfachen und barbarischen Gemüter, die Begierde, sich vor den übrigen Genossen hervorzuheben, und der Stolz auf ihre Kraft und Gewandtheit blendete sie, ließ sie jede Furcht vergessen und erfüllte sie mit brutalem Wagemut.

Gallardo sah aus wie verklärt; beim Gehen richtete er sich in die Höhe, um größer zu erscheinen, alle seine Bewegungen hatten etwas Gespreiztes und Aufgeblasenes, und er blickte übermütig und siegesbewußt nach allen Seiten hin, als hätten seine beiden Kollegen nicht bestanden. Alles gehörte ihm nur allein, die Arena und das Publikum. Er fühlte sich sicher, es mit allen Stieren, die auf den Tristen Andalusiens und Kastiliens graßen, aufzunehmen. Alle Beifallsbezeugungen galten nur ihm, daran zweifelte er nicht. Auf ihn allein, dessen war er gewiß, waren die Tausenden von Frauenaugen gerichtet, die in den Logen und hinter den Barrieren unter den weißen Mantillen hervorblickten. Das Publikum vergötterte ihn, und er schritt mit selbstgefälligem Lächeln einher, als ob die ganze Ovation einzig ihm gälte, wobei er seinen Blick über die Stufen gleiten und an jenen Stellen verweilen ließ, wo seine Anhänger sich in größerer Anzahl anhäuften.

Alle Stiersechter grüßten den Vorsitzenden, indem sie ihr Haupt entblößten, und der glänzende Aufzug löste sich auf. Reiter und Fußgänger zerstreuten sich über den Platz. Während ein Aguacil in seinem hingehaltenen Gut den vom Vordringenden hinabgeworfenen Schlüssel des Zwingers auffing, wandte sich Gallardo nach den Schranken hin, hinter denen das Gros seiner Bewunderer saß, und übergab diesen seinen Salamantel zum Aufbewahren. Die herrliche Capa, von zahlreichen Händen ergriffen, wurde über den Rand der Barriere ausgebreitet, wie ein Banner, zu dem sich alle, die es mit ihm hielten, befannten.

Die begeistertsten Verehrer grüßten den Matador, indem sie mit Händen und Stößen herumschustelten und lärmend ihren Erwartungen Ausdruck gaben. Hoffentlich werde er wieder zeigen, was er zu leisten fähig war!

Er lächelte geschmeichelt allen zu, mit den Ellenbogen auf die Barriere gestützt, und sagte in einem fort: „Besten Dank, meine Herren! Ich werde mir schon Mühe geben.“

Aber nicht nur seine besonderen Anhänger fühlten sich durch seinen Anblick erregt, die ganze Plaza blickte mit gespanntem Interesse auf ihn und versprach sich ein aufregendes Schauspiel. Er gehörte eben zu den Stiersechtern, die eine Anwartschaft auf das „Wachstuch“ hatten, worunter im Jargon der Uficionados das Wachstuch der Bazarettbetten gemeint war.

Alle lebten der Ueberzeugung, daß er dazu ausersehen war, in der Arena an einem Hornstoß zu sterben, und gerade deswegen jauchzten sie ihm mit mordlustiger Begeisterung zu, mit barbarischem Interesse, ähnlich dem jenes Menschenhassers, der überall hin einen Tierbändiger begleitete, in den zähen Hoffnung, ihn einmal von seinen wilden Bestien zerissen zu sehen.

Gallardo lächelte die bejahrten Uficionados, die gewichtigen Doktoren der Tauromachie, aus, die den Satz aufgestellt hatten, daß ein Stiersechter unmöglich verunglücken kann, so lange er sich an die Regeln der Kunst hält. Was scherten ihn die Regeln? Er kannte sie nicht und wollte sie nicht kennen. Mut und Kühnheit genügten, um zu siegen. Und so hatte er, so zu sagen blindlings, ohne anderen Leitfaden als seine Tollkühnheit und ohne andere Hilfe als seine Muskelkraft und Gewandtheit in einem Nu die höchsten Stufen seiner Laufbahn erstürmt.

Er war nicht bedächtigt, schrittweise vorwärts gekommen, wie andere Matadore, die unter berufenen Vorgängern lange Jahre hindurch als Knappen und Vanderilleros dienen. Die Kampfstiere machten ihn nicht bange. „Schlimmere Hornstöße versetzt der Hunger.“ Worauf es ihm ankam, war, schnell aufzusteigen, und so hatte er von vornherein als Espada debütiert und es in wenigen Jahren zu einer ungeheuren Popularität gebracht.

Das Publikum bewunderte ihn, eben weil es sein unglückliches Ende für unvermeidlich hielt. Der tolle Wagemut, mit dem er dem Verderben Trotz bot, verschaffte den Zuschauern einen seltsamen Nervenkitzel, und sie überhäufeten ihn mit denselben Aufmerksamkeiten und Rücksichten, die man am Tag der Hinrichtung einem zum Tode Verurteilten entgegenbringt. Dieser Stiersechter gehörte nicht zu denen, die sich schonen; er warf sich weg und gab sich ganz hin, mit Leib und Leben. Er war das Geld wert, das er kostete. Und die Menge, im bestialischen Hochgefühl derer, die eine Gefahr von sicherem Ort aus mit ansehen, sollte dem Selben Beifall und hefte ihn weiter. Die vernünftigen Leute schütteln bedenklich den Kopf über seine Drabourleitungen, sie hielten ihn für einen Selbstmörder, der Glück hatte, und murmelten: „Der Krug geht so lange zu Wasser . . .“

Ein langgezogener Trompetenstoß ertönte, und der erste Stier kam hereingestürzt. Gallardo, den schmucklosen Kampfmantel über den Arm geworfen, blieb dicht an der Barriere stehen, in einer hochmütigen Unbeweglichkeit, indem er sich einbildete, die Augen des gesamten Zuschauerkreises seien auf ihn geheftet. Der Stier war für einen andern. Er würde schon anfangen, wenn die feinen an die Reihe kämen. Aber der den Kollegen wegen ihrer Geschicklichkeit im Reden des Stiers spendete Applaus ließ ihm keine Ruhe; so ging er auf den Stier los und führte mit dem bunten Tuch einige Kunststücke aus, bei denen die Kühnheit größer als die schulgerechte Maestria war. Trotdem erntete er stürmischen Beifall, so sehr war das Publikum von seiner Waghalsigkeit eingenommen.

Als Fuentes den ersten Stier niederstreckte und die beifallklatschende Menge mit leichtem Kopfnicken grüßte, wurde Gallardo noch bleicher, als ob jede Aeußerung des Gefallens, die nicht ihm galt, einer Verletzung gleichkäme. Jetzt war die Reihe an ihn gekommen, da sollte man mal sehen! Was er vorhatte, wußte er selbst bestimmt, aber das Publikum sollte einen ordentlichen Schreck bekommen.

Raum war der zweite Stier in die Schranken getreten, so schien Gallardo, angefachelt durch seinen Ehrgeiz, das ganze Rund auszufüllen. Er ruhte keinen Augenblick. Sein Mantel wehte fortwährend dem brüllenden Stier um die Ohren. Ein Picador seiner Cuadrilla, der, dessen Spitzname Potage war, wurde vom Pferde geworfen und kam völlig hilflos vor die furchtbaren Hörner zu liegen, aber in demselben Augenblick, wo diese ihn aufspießen wollten, sagte der Espada den Schwanz des Tieres und zog mit herkulischer Kraft an, so daß es gezwungen wurde, kehrt zu machen und von dem Gefallenen abzulassen. Ein langanhaltendes Beifallstosen belohnte diese Tat.

Als es ans Gehen der Vanderillas ging, zog sich Gallardo in den von der Doppelbarriere gebildeten Gang zurück. Der Nacional stand im Mittelpunkt des Platzes und hielt eine

Banderilla, einen kurzen, mit bunten Papierschnitzeln geschmückten, mit eiserner Spitze und einem Widerhaken versehenen Stod in jeder Hand und lockte den Stier durch Senken und Aufheben der weit ausgebreiteten Arme an sich heran. Er wußte nichts von graziösen Bewegungen und Bravourstücken. Ihm kam es nur darauf an, schlechthin sein Brot zu verdienen. Da unten in Sevilla gab es vier Rangen, die keinen zweiten Vater finden würden, wenn er starb. Er wollte einfach seine Pflicht tun, aber weiter nichts, also seine Banderillas anbringen, wie ein Tagelöhner der Tauromachie, ohne den Beifall zu suchen; ihm genügte schon, nicht ausgepiffen zu werden.

Als er seine zwei spitzen Stäbe in den Nacken des Stieres gehetzt hatte, gab es einerseits Beifall, andererseits höhnische Bemerkungen, die sich auf seine Ideen bezogen.

„Geda, weniger Politik und etwas mehr Courage!“

Der Nacional hörte infolge der Entfernung nicht genau und antwortete lächelnd, wie sein Maestro:

„Besten Dank, besten Dank.“

Als Gallardo von neuem beim Klang der Trompeten und Zimbeln, der den letzten Akt des Dramas ankündigte, in die Arena sprang, ging ein Schauer der Erregung durch die Menge. Das war der Matador, der ihr gefiel. Jetzt hieß es aufpassen.

Er nahm die Muleta aus den Händen Garabatos, der ihm das bunte Fähnlein zusammengewickelt übergab, schwang den ihm ebenfalls vom Diener dargereichten Degen und ging mit kurzen Schritten in der Richtung der Präsidiumsloge. Er stellte sich, die Montera in der Hand, unter dieser auf und sprach dort die gewohnte Zueignung. Alle redeten die Häse und verschlangen den Abgott mit den Blicken, aber niemand hörte auch nur ein Wort von dem, was er sprach. Die schlanke, stattliche Gestalt mit hoherhobenem Kopf und schwelender Brust wirkte auf die Menge ebenso mächtig wie die beredteste Ansprache. Als er zu sprechen aufhörte und eine Seitenschwenkung machte, indem er seine Kopfbedeckung auf den Boden warf, brach ein donnernder Beifallssturm aus.

Es lebe der Sevillaner Held! Jetzt soll man was Ordentliches sehen! Und die Zuschauer warfen sich gegenseitig verständnisinnige Blicke zu, indem sie sich erstaunliche Ereignisse versprachen. Ein erhabenes Schauspiel stand bevor.

Das tiefe Schweigen, das den heftigen Gemütsbewegungen voranzugehen pflegt, senkte sich auf die Menge, als sei der ungeheure Zuschauertraum plötzlich leer geworden. Das Leben dieser Tausende von Menschen war in den Augen erstarrt. Niemand schien zu atmen.

Gallardo ging langsam auf den Stier zu, die Muleta wie eine Fahne vor die Brust haltend und in der Rechten den Degen pendelartig nach dem Rhythmus seiner Schritte schwingend.

Als er einen Augenblick hinter sich schaute, gewahrte er, daß ihm der Nacional und ein weiterer Mann seiner Cuadrilla auf dem Fuße folgten, mit dem Mantel über dem Arm, in der Absicht, ihm beizustehen.

„Weg mit Allen!“

Seine Stimme dröhnte durch die Stille der Arena bis hinauf zu den fernsten Streifen, und ein neuer Beifallssturm begrüßte ihn. „Weg mit Allen, hat er gesagt! Welch ein Mann!“

Nun befand er sich ganz allein der Bestie gegenüber, und es wurde wieder ganz still. Ruhig entfaltete er die Muleta, hielt sie vor und ging so einige Schritte vorwärts, bis er dicht vor dem Maul des durch die Kühnheit des Mannes verdunkelten und verwirrten Stieres stand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

2) Wenn die Natur ruft.

Von Jack London.

Autorisierte Uebersetzung von L. Böns.

Fast wahnsinnig von langverhaltenem Grimme schlug der Hund seine Zähne in das abspaltende Holz. Laut aufheulend, sobald die Axt eine Lücke gelöst hatte, versuchte er sich auf den Mann zu stürzen, der mit größter Ruhe weiterarbeitete. Endlich erschien ihm die Öffnung groß genug, den Körper des Hundes hindurchzulassen.

„Nun komm nur, Du rotäugiger Satan!“ rief er, warf die Axt fort und ergriff den Stod.

Und wahrlich, wie ein Satan sah der Hund aus, der sich mit Blutunterlaufenen Augen und schäumendem Maule mit aller

Macht durch den schmalen Spalt drängte und sich mit seiner ganzen in zwei furchtbaren Tagen und Nächten genährten Wut auf seinen Widersacher stürzte. Mitten im Sprunge, gerade als er die mächtigen Zähne in den Hals des Mannes schlagen wollte, traf ihn ein Schlag, wie er ihn nie gefühlt hatte. Er taumelte zurück, fiel hinten über, daß sein Rücken den Boden berührte. Er begriff nicht, wie das kam. Mit einem Geheul, das mehr dem Schrei eines Raubtieres als dem Bellen eines Hundes glich, sprang er wieder auf die Füße, um mit einem Satz wieder auf den Mann loszugehen. Nochmals traf ihn ein Schlag und dieses Mal merkte er, daß es der Knüppel war, der ihm den Schmerz zufügte. Aber seine Wut ließ ihm jede Vorsicht vergessen. Wohl ein Duzendmal sprang er auf und ebensooft schmetterte der Knüppel ihn zu Boden.

Nach einem besonders harten Schläge aber sprang er nicht mehr auf; mühsam nur erhob er sich auf die Vorderpfoten. Er zitterte am ganzen Körper, das Blut kam ihm aus Nase und Mund; über und über war sein prachvolles Fell besudelt mit Schmutz und Blut. Und wieder erhob der Rote den Knüppel, um ihn mit furchtbarer Wucht auf die Nase des Tieres fallen zu lassen. Alles, was er bislang ertragen, war nichts gegen diesen Moment der entsetzlichen Pein. Er sah nichts mehr und doch raffte er alle seine Kraft zusammen, um sich mit einem löwenartigen Gebrüll gegen seinen Feind zu werfen. Doch mit einer schnellen Bewegung hatte dieser den Knüppel fortgeworfen, erfaßte den Hund mit beiden Händen am Unterleibe, schleuderte ihn hin und her, bis er ihn mit einem Krach zu Boden warf, wo er bewußtlos liegen blieb.

Ein Gejohle der Bewunderung erhob sich auf der Mauer! „Donnerwetter, der versteht es!“ rief der eine begeistert und der andere meinte: „Ja, bei dem heißt es auch: biegen oder brechen!“

Die Bestimmung kam Bud bald wieder, nicht aber die Kraft. Regungslos, wie er hingestürzt war, blieb er liegen, nur seine Augen folgten dem Manne mit der roten Jade.

Dieser hatte einen Brief in der Hand und las ihn langsam durch. „Hört auf den Namen Bud.“ murmelte er halblaut, faltete ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche.

„Also, Bud, alter Junge,“ sagte er dann freundlich, „einen kleinen Tanz haben wir nun zusammen gemacht, und ich denke, wir lassen es damit genug sein. Du weißt jetzt, woran Du bist!“

Dann strich er furchtlos über den Kopf des Hundes, auf den er eben noch so unbarmherzig losgeschlagen hatte. Obgleich sich seine Haare unwillkürlich unter der Berührung sträubten, blieb der Hund still liegen, als aber der Mann einen Napf voll Wasser brachte, hob er den Kopf und trank das Wasser bis zum letzten Tropfen gierig leer; auch eine Mahlzeit Fleisch nahm er dankbar aus der Hand seines Peinigers entgegen.

Sein Stolz war geknickt, das wußte er wohl, aber gebrochen war er nicht. Das aber hatte er gelernt, daß gegen einen Mann mit einem Knüppel nichts auszurichten ist. Der Knüppel ist der Herr, dem zu gehorchen ist. Das Leben sahien jetzt ernster für ihn zu werden und er machte sich mit aller seiner Klugheit darauf gefaßt, es mutig mit ihm aufzunehmen.

Die Tage kamen und gingen und immer mehr Hunde erschienen in dem kleinen unmauerten Hof. Einige wurden in Käfigen gebracht wie er, andere an Leinen oder Ketten geführt, manche kamen gutwillig, andere widerstrebend. Und alle sah er unter der Behandlung des roten Mannes und mit jeder Lehre, die einem anderen erteilt wurde, prägte es sich bei ihm fester ein, daß der Knüppel der allmächtige Herr, der Befehlgeber ist, gegen den man nichts ausrichten kann, dem man zu gehorchen hat, dem man aber trotzdem nicht zu schmeicheln braucht. Dieser Charakterschwäche machte sich Bud nicht schuldig, aber er sah wohl, daß es Hunde gab, die die Hand lekten, die sie geschlagen hatte; Hunde, die es fertig brachten, sogar freundlich mit dem Schweif zu wedeln. Aber er sah auch Hunde, die die Herrschaft des Knüppels nicht anerkennen wollten und tot vom Hofe geschafft wurden.

Dann und wann kamen auch einmal fremde Leute, die laut und erregt mit dem Manne mit der roten Jade sprachen. Jedesmal klapperte nach einer Weile Geld und einer von den Hunden wurde fortgeführt. Es wunderte Bud, wo sie wohl hingingen, aber er freute sich doch jedesmal, daß die Reihe noch nicht an ihn gekommen war, denn von der Zukunft versprach er sich nichts Gutes.

Aber auch seine Zeit kam und mit ihr ein kleiner unterfester Mann mit verschumpftem Gesicht, der eine fast unverständliche Sprache redete und Ausdrücke gebrauchte, die der Hund noch nie gehört hatte.

„Teifel, Teifel!“ rief er erregt, als seine Augen auf Bud fielen, „das ist eine verflucht seine Tier. He? Was kostet das?“

„Dreihundert und ein Trinkgeld.“ war die Antwort des Roten. „Ihr bezahlt ja nicht aus eigener Tasche, Perrault,“ meinte er überredend, da braucht Ihr doch wahrhaftig nicht zu knausern.“

Perrault lachte. Wenn er bedachte, daß die Preise für Hunde so erheblich gestiegen waren und durch die starke Nachfrage noch immer höher getrieben wurden, so war das immerhin eine nicht zu hohe Summe für einen so vorzüglichen Hund. Die Kanadische Regierung stand sich ja nur gut dabei, wenn ihre Boten recht schnell von der Stelle kamen. Perrault verstand sich

auf Hunde, und als er diesen sah, da wußte er, daß seinesgleichen nicht unter Hunderten, ja nicht unter Tausenden zu finden war.

Dann klapperte wieder Geld und Bud wunderte sich nun nicht mehr, als er und Zottel, ein gutmütiger Neufundländer, von dem kleinen Mann hinausgeführt wurden. Jetzt hatte er den Mann in der roten Jacke zum letzten Male gesehen, und als er nachher vom Verdeck des großen Dampfers auf den in der Ferne verschwindenden Landstreifen blickte, da war es auch das letzte Mal, daß er den sonnigen Süden sah.

Dann führte Perrault Zottel und ihn hinunter ins Zwischendeck, wo ein schwarzhaariger Riese sie in Empfang nahm. War Bud die Hautfarbe Perraults, der ein Kanadier war, schon dunkel vorgekommen, so war die von François, einem Mulatten, wohl doppelt so dunkel, fast schwarz. Ueberhaupt waren die Menschen von einer Art, wie Bud sie nie gesehen hatte, und wenn er ihnen auch keine besondere Vorliebe entgegenbrachte, so lernte er sie doch im Laufe der Zeit von Herzen achten, denn es waren gerechte Herren, ruhig und bestimmt in allem, was sie taten und anordneten, und es wäre keinem der Hunde so leicht gelungen, sie hinter das Licht zu führen.

Es waren nämlich außer Zottel und Bud noch mehr Hunde an Bord, unter anderem ein großer schneeweißer Hund aus Spitzbergen, der von Walfischfängern einst mitgebracht war und den ganzen hohen Norden bereist und auch schon einmal an einer geologischen Expedition teilgenommen hatte. Obwohl er sehr freundlich tat, erkannte ihn Bud bald als Verräter schlimmster Art, und gerade, wenn er am liebenswürdigsten tat, überlegte er die größten Gaunereien. Einmal zum Beispiel, gleich bei der ersten Mahlzeit, stahl er aus Buds Napf den größten Fleischknochen. Ehe Bud aber hinzuspringen konnte, ihm den verdienten Denkkettel zu geben, fuhr François' Peitsche tausend über den Rücken des Uebelthäters, so daß Bud sein Eigentum ruhig wieder hinnehmen konnte. Das war eine anständige Handlung von François und Bud war ihm dankbar dafür.

Der andere Hund, der da war, bekümmerte sich überhaupt nicht um die Ankömmlinge. Er war ein mürrischer, in sich gekehrter Bursche, der es am liebsten sah, wenn man ihn in Ruhe ließ. Das zeigte er Zottel gleich deutlich, als er versuchte, sich mit ihm anzubiedern. Dazwischen hieß er. Er tat den ganzen Tag nichts, wie schlafen und fressen, höchstens gähnte er dann und wann gelangweilt, ehe er sich auf die andere Seite rollte und weiter schlief. Selbst als der Dampfer sich unter gewaltigem Stoßen und Stampfen durch die schmale Wassertrache zwischen dem Festlande und der Insel Queen Charlotte hindurch arbeitete, daß Bud und Zottel sich vor Angst und Schrecken nicht zu helfen wußten, hob er nur ein bißchen mürrisch den Kopf, gähnte und schlief wieder ein.

Tag und Nacht arbeiteten die Maschinen in gleichmäßigem Takt; ein Tag verging wie der andere, aber es kam Bud doch so vor, als ob die Luft allmählich kälter und rauher würde. Eines Morgens verstummte der Lärm der Maschinen, die Schrauben standen still und eine merkwürdige Aufregung machte sich im ganzen Schiffe bemerkbar. Eine Ahnung sagte den Hunden, daß nun die Einörmigkeit ein Ende hatte. François kam, koppelte sie an und führte sie an Deck. Beim ersten Schritt auf die kalte Oberfläche fühlte Bud, daß seine Füße in einer weißen, lockeren Masse versanken, die ihm unbekannt war. Erschrocken sprang er zurück. Auch vom Himmel fiel solch weißes Zeug herab, und wenn er sich auch schüttelte, so fiel immer mehr davon auf sein dichtes Fell. Er schnupperte neugierig darin herum und steckte vorsichtig die Zunge hinein. Es biß wie Feuer, aber im nächsten Augenblick schon war es fort. Verblüfft sah er sich um. Das konnte er nicht begreifen. Die Leute aber lachten und er schämte sich. Woher sollte er aber wohl wissen, daß es Schnee war?

(Fortsetzung folgt.)

Elektrische Uhren.

In unserer heutigen kapitalistischen Zeit ist das alte Wort „Zeit ist Geld“ wahrer als je geworden. Es ist daher auch kein Wunder, daß man der Zeitmessung und den Uhren eine immer größere Bedeutung schenkt und daß fast jeder, der im Erwerbseleben tätig ist, im Besitz einer halbwegs richtig gehenden Uhr sein muß. Allzu große Genauigkeit darf man natürlich von diesen Werken, die oft bei ihrem billigen Preis von nur wenigen Mark Meisterstücke der Technik genannt werden können, nicht verlangen. Um so mehr ist aber das Bedürfnis vorhanden, in bestimmten Fällen das Bedürfnis zu haben, daß eine größere über einen weiten Raum verteilte Anzahl von Uhren in ihrem Gang unbedingt übereinstimmt. Dies ist vor allem für den heutigen Verkehr in den Großstädten, für die Eisenbahnen und das Telegraphenwesen u. a. m. von großer Bedeutung. Bei den durch Schwerekraft von Gewichten betriebenen Uhren läßt sich eine solche Uebereinstimmung nie erzielen, wie schon Kaiser Karl V. (wenigstens in der Sage) im Kloster von St. Jüst resigniert einsehen mußte. Dieses Ziel läßt uns aber die Elektrizität erreichen, mit deren Hilfe es möglich ist, Hunderte von Uhren so einzustellen, daß sie auf Sekunden genau die gleiche Zeit zeigen, ohne daß komplizierte Einrichtungen oder eine besonders peinliche Bedienung erforderlich wären. Am einfachsten geschieht — allerdings nur einmal täglich — die Regulierung der Uhren in den Telegraphenanstalten des Deutschen Reiches. Es handelt sich auch

dabei nicht um eigentlich elektrische Uhren, sondern um ein telegraphisches Zeichen, das gleichzeitig ganz Deutschland durchläuft. Vom Haupttelegraphenamt in Berlin wird jeden Morgen im Sommer um 7 Uhr und im Winter um 8 Uhr das „Uhrenzeichen“ gegeben, d. h. über ganz Deutschland durch ein Signal die genaue mitteleuropäische Zeit übermittelt. Im Haupttelegraphenamt steht zu diesem Zwecke eine Normaluhr, die auf elektrischem Wege von der Sternwarte genau kontrolliert wird. 10 Minuten vor 7 Uhr ertönt ein kurzes Klingelzeichen, 5 Minuten später ein zweites längeres Zeichen, dann wird der Betrieb auf allen Leitungen eingestellt. Um Punkt 7 Uhr ertönt eine Glocke, sämtliche Morsetasten der Telegraphenapparate werden eine Minute lang niedergedrückt und allen Telegraphenstationen des Deutschen Reiches wird die Zeit von 7 Uhr bis 7 Uhr und 1 Minute gleichzeitig mitgeteilt. Dann ertönt wieder ein Klingelzeichen und die Linien können zum Telegraphieren benutzt werden. Allerdings nicht eher, als bis sich die verschiedenen Lemter seit monierlich guten Morgen gewünscht haben. Und zwar macht der Basistkopf Berlin den Anfang, indem auf allen Leitungen H. bln. gu. zr. telegraphiert wird, was ins Deutsche übersetzt: „Hier Berlin guten Morgen“ heißt. Alle angeschlossenen Lemter erwidern den Gruß — dann kann der Betrieb beginnen.

Von ebenso großer Wichtigkeit ist es für die Schifffahrt, die genaue Zeit zu kennen, da der Seemann nur mit Hilfe seines Chronometers den Ort, wo er sich augenblicklich befindet, bestimmen kann. Jedes Schiff muß daher außerst gut gehende Uhren, die bekannten Schiffschronometer mit sich führen, deren Werk nach Art der Taschenuhren aber viel größer ausgeführt ist. Um den Gang dieser Uhren kontrollieren zu können, finden sich an größeren Küstenplätzen nach dem Vorbild der Greenwicher Sternwarte seit dem Jahre 1833 sogenannte Zeitballstationen, die auf elektrischem Wege betätigt täglich den sogenannten Greenwicher Mittag allen in der Nähe befindlichen Schiffen übermitteln. In Deutschland befinden sich solche Zeitballstationen an verschiedenen Punkten der Ost- und Nordsee, wie Hamburg, Kiel, Bremen usw., die von den in der Nähe befindlichen Sternwarten oder Marineobservatorien geleitet werden. Die Zeitballstation gibt durch einen mittags 12 Uhr niederfallenden Ball die genaue Zeit an. Der Ball hat einen Durchmesser von etwa einem Meter und befindet sich auf einem drei bis fünf Meter hohen Gerüst, das gewöhnlich noch auf eine hohe Säule gestellt ist. Durch den elektrischen Strom wird die Sperrung, die den Ball oben festhält, aufgehoben, so daß der Ball herabfallen kann, ein Vorgang, der auch von entfernteren Schiffen beobachtet werden kann, auf denen nun die Chronometer reguliert werden können. Bei der Hamburger Zeitballstation ist die Einrichtung so getroffen, daß der Ball zehn Minuten vor 12 Uhr auf die halbe Höhe aufgezoogen wird, um die Schiffe auf das Signal aufmerksam zu machen, drei Minuten vor 12 Uhr wird der Ball ganz aufgezoogen und genau 0,7 Sekunden vor 12 Uhr wird automatisch von der Normaluhr auf der Sternwarte ein elektrischer Stromkreis geschlossen, durch den der Ball nach 7/10 Sekunden also Punkt 12 Uhr zum Fallen gebracht wird.

Bei den eigentlichen elektrischen Zentral-Uhrenanlagen, wie wir sie in Großstädten, größeren Fabriken usw. finden, wird von einer Haupt- oder Mutteruhr auf elektrischem Wege eine mehr oder weniger große Anzahl von Nebenuhren kontrolliert. Die Hauptuhr muß natürlich möglichst genau gehen, da von ihr der Gang sämtlicher anderer Uhren abhängt. Die einfachste Anlage ist die, bei der die Hauptuhr mittels einer Schwachstromleitung mit den Nebenuhren verbunden ist. Jede Minute wird durch die Hauptuhr ein Stromstoß eingeleitet, durch den die Zeiger der Nebenuhren weiter gestellt werden. Die Nebenuhren selbst sind einfache Zeigerwerke, die kein selbständiges Gang- oder Regulierwerk besitzen und deren Zeiger durch Elektromagnete betätigt werden. Die Angaben der Nebenuhren können im ungünstigsten Falle von denen der Hauptuhr höchstens bis zu einer Minute abweichen. Falls es sich um Nebenuhren oder größeren Abmessungen, z. B. um Turmuhren, handelt, so werden die Zeiger nicht direkt durch den elektrischen Strom verstellt, sondern wie üblich durch ein besonders durch ein Gewicht oder eine Feder aufgezoogenes Laufwerk getrieben. Dieses Laufwerk wird nun seinerseits jede Minute durch den von den Kontakten der Hauptuhr eingeleiteten Stromstoß zur Auslösung gebracht.

Wenn es sich um die Verwendung von Starkströmen handelt oder wenn eine sehr große Anzahl von Uhren gleichen Gang aufweisen sollen, so wird der elektrische Strom zum Regulieren einer Reihe von Zwischenuhren benutzt. Diese Zwischenuhren erhalten selbständig gehende Uhrwerke, die so eingestellt sind, daß sie von der Hauptuhr in gewissen Zeitabständen gemeinsam reguliert werden. Bei dem System der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft sind die Zwischenuhren so eingerichtet, daß sie gegen die Hauptuhr um Bruchteile einer Minute voreilen und bei jeder vollen Stunde stehen bleiben, bis die Hauptuhr den gleichen Zeigerstand erreicht hat. In diesem Augenblick wird durch die Hauptuhr die Sperrung der Nebenuhren auf elektrischem Wege gelöst, so daß die Zwischenuhren in genauer Uebereinstimmung mit der Hauptuhr weitergehen können, bis sich das Spiel bei der nächsten vollen Stunde von neuem wiederholt. Diese Zwischenuhren können ihrerseits wieder eine Reihe von den oben beschriebenen Nebenuhren ohne besondere Werke kontrollieren.

Die größte Genauigkeit erzielt man aber mit dem schon von Steinheil angegebenen Synchroton oder sympathischen Uhrensystem. Auch hier haben alle Nebenuhren besondere Pendelwerke, die von Strömen, die durch das schwingende Pendel der Hauptuhr in abwechselnder Richtung in die sie verbindende Leitung geschickt werden, beeinflusst sind. Die Pendel sämtlicher angeglichener Uhren müssen vollkommen synchron (gleichmäßig) schwingen, so daß ihre Zeitangaben nur um Bruchteile einer Sekunde von einander abweichen können. Dieses System wird daher auch bei den öffentlichen Uhranlagen in größeren Städten benutzt, deren Hauptuhren in den betreffenden Sternwarten aufgestellt sind. In Berlin vermittelt eine private Gesellschaft, die „Normalzeit“-Gesellschaft den Anschluß an die Normaluhren der Sternwarte, so daß der Berliner sehr oft beim Passieren der Straßen feststellen kann, wieviel es astronomisch genau geschlagen hat. In manchen Wohnpalästen des Bestens ist neuerdings sogar jede Wohnung mit einer solchen Normaluhr ausgerüstet.

Der elektrische Strom kann aber außer zur Vermittelung einer einheitlichen Zeitangabe auch zum Betrieb der Uhr selbst benutzt werden. Bei diesen selbständigen elektrischen Uhren wird die Triebkraft des Gewichtes oder der Feder der gewöhnlichen Uhr durch die Einwirkung des elektrischen Stromes auf die Pendelschwingungen ersetzt. Die besten Systeme dieser Uhren sind die Uhr der Stockholmer Sternwarte und die Uhr von Gipp. Zu den selbständigen elektrischen Uhren gehören schließlich die Uhren, bei denen das Pendel zwar durch Gewichte betätigt wird, diese aber nach Ablauf selbsttätig durch ein vom elektrischen Strom betriebenes Werk aufgezogen werden. Diese Uhren gehen also, ohne daß man sie aufziehen braucht, ewig — wenn nicht der elektrische Strom ausbleibt. Und auch da ist bei gewissen Systemen für eine Gangreserve gesorgt, die beim Ausbleiben des Stromes mehrere Stunden lang den weiteren Gang vermittelt und sich bei Eintritt des Stromes wieder elektrisch ergänzt. Sth.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Die älteste Mumie. Vor dem ägyptischen Altertum hat man mit vollem Recht einen gewissen Respekt, und namentlich die aus jener fern zurückliegenden Zeit erhaltenen Mumien, die sowohl Menschen als Tiere in einen wunderbaren Zustand der „Frische“ bis auf unsere Zeit gebracht haben, erzeuhen sich einer Verehrung, die sich bis zur Entfaltung vieler Sagen und manchen Aberglaubens gesteigert hat. Bis hier wußte man aber nicht genau, aus welcher Zeit die ältesten Mumien herrühren, die überhaupt in den Museen zu sehen sind. Die Gräber, in denen Mumien gefunden werden, reichen bis in das dritte Jahrtausend v. Chr. zurück, aber bei den ältesten dieser Reste mußte man immer wieder die Erfahrung machen, daß sie in ein Häuflein Knochen und Staub zerfielen, sobald man sie nur vom Platz zu bringen versuchte, wenn auch noch so große Vorsicht dabei beobachtet wurde. Danach kam man zu der Ueberzeugung, daß die ältesten Mumien, die überhaupt noch als erhaltungsfähig zu bezeichnen waren, höchstens bis zum Jahre 1800 v. Chr. zurückdatiert werden konnten. In der Tat findet sich auch in dem berühmten Museum in Kairo und ebenso in den großen Sammlungen von London und Berlin keine Mumie, die älter wäre als das sogenannte Neue Reich um 1580 v. Chr. Im Jahr 1891 aber fand der rühmlichst bekannte Ägyptologe Glinde's Petrie in einem geplünderten Grabe, nahe der Pyramide des Königs Seneferu, eine Mumie, der sowohl er selbst wie Professor Kapfers ein ungewöhnlich hohes Alter zuschrieb. Sie wurde glücklich nach England gebracht und dort im Museum des Chirurgenkollegiums ausgestellt. Erst jetzt ist es nun durch die Forschungen von Dr. George Reisner, wie die „Nature“ berichtet, durchaus sicher gestellt worden, daß jene Mumie aus der fünften Dynastie d. h. ungefähr aus dem Jahre 2700 v. Chr. stammt. Sie wäre somit 11 Jahrhunderte älter als jede andere Mumie, die sich in irgend einem Museum befindet und sogar noch 5 Jahrhunderte älter als jede andere Mumie, die überhaupt in den ägyptischen Gräbern bisher entdeckt worden ist.

Schach.

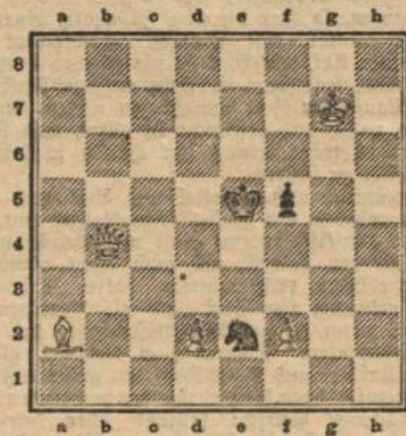
Unter Leitung von S. Kapin.

Schachnachrichten. Am 16. Juli beginnt in Hamburg ein Schachkongreß des Deutschen Schachbundes. Es sind sechs internationale Turniere mit insgesamt etwa 11000 M. Preisen vorgesehen. Jedermann ist zum Mitspielen berechtigt, sofern er von der Bundesverwaltung zugelassen wird. Anmeldungen sind an W. Robinow, Hamburg, Abteistr. 23, zu richten. Die einseitige Spielstärke in Arbeiter-Schachkreisen dürfte nach unserer Schätzung durchschnittlich ausreichen, um mit verhältnismäßigem Erfolg in den letzten zwei Turnieren zu konkurrieren. (Gesamthöhe der Preise 700 M.) Soweit wir jedoch wissen, ist kein Arbeiter-Schachklub im genannten Bunde vertreten. Vielmehr ist die Gründung eines internationalen Arbeiter-Schachbundes angeregt, und es schweben hierüber zurzeit Verhandlungen.

Am 2. April besuchte S. Kapin den Arbeiter-Schachklub in Nürnberg. Nach einem kurzen Vortrage wurden 29 Partien simultan gespielt, von denen der Simultanspieler 27 gewann und 2 verlor. Keine Remise.

Der Berliner Arbeiter-Schachverband ist um eine 10. Abteilung vermehrt worden: „Abteilung Zentrum“, Dragonerstraße 15 (bei Freiheit). Es wird jeden Donnerstag von 1/2 Uhr abends an gespielt.

In Riga dürfte der bisher unabhängige Schachklub „Steinig“ sich mit dem allgemeinen Arbeiter-Schachverbande verschmelzen, worüber die Obleute des Verbandes schon beraten haben.



Däquist 2 ♣

In unserer letzten Schachhalle vom 19. März versprochen wir für heute eine Ausführung der Variante:

1. d2—d4 d7—d5;
2. e2—c4 e7—e6?
3. Sb1—c3 e7—c5!

Dieser letzte Zug ist verhältnismäßig der beste, man kann aber die Schattenseite der vorhergehenden schwachen Verteidigung von Schwarz nicht ganz ausblenden. Der Zug sucht (dem Zuge 2. e4 analog) den Bd4 zu deplacieren, um eventuell zu e6—e5 mit Befreiung des Lc8 zu gelangen. Letzteres könnte Weiß nur mit 4. e3 vermeiden, um auf d4 jedenfalls einen e6—e5 verhängenden Bauer zu behaupten. Jedoch würde dann nach 4. e3, Sd6 die ganz symmetrische Stellung ausgeglichen sein, weil Lc1 ebenso eingeschränkt wäre wie Lc8. Aus denselben Gründen, aus denen die „Annahme“ des Damengambits (1. d4, d5; 2. e4, dxc4?) ungünstig war, (Siehe 12. März) ist auch im gegebenen analogen Falle die Annahme des Gegengambits etwa mit 4. dxc5? für Weiß unvorteilhaft. Z. B.: 4. Sf6! 5. b4, b6; 6. cxb6, Lxb4; 7. Da4?, Sc6!; 8. Dxc6?, Ld7 und Schwarz gewinnt. Am besten geschieht also

4. Sg1—f3!

Wird Schwarz nunmehr seinen Plan, in der Befreiung des Lc8 mittels e6—e5 bestehend, durchsetzen, so muß er sofort

4. c5xd4

folgen lassen. Denn bei 4. Sc6 spielt Weiß 5. Lf4! mit nochmaliger Verhinderung von e6—e5. Z. B.: 5. cxd4; 6. Sxd4, Lb4! (6. e5?; 7. Sxc6, bxc6; 8. Lxe5 zc. kostet einen Bauer.); 7. e3!, Sf6 (e7); 8. Db3! zc. Der Lc8 bleibt eingeschränkt, während sein weißer Opponent Lc1 entwickelt worden ist. In der Hauptvariante folgt:

5. Sf3xd4 e6—e5;
 6. Sd4—b5! d5—d4;
- (Ober 6. a6?; 7. Da4!, Ld7; 8. cxa5! zc. Z. B.: 8. Db6; 9. Le3!, Le5; 10. Lxc5, Dxc5; 11. Da3 mit Bauergewinn.)

7. Sc3—d5
- (Droht Sc7?)

7. Sb8—a6.

Nun hätte Schwarz zwar die Einschränkung seines Lc8 beseitigt, ist aber in der Entwicklung sehr zurückgeblieben; denn Weiß hat schon im Spiele zwei bedrohliche Springer und ist noch am Zuge, während Schwarz nur eine Figur (Sa6) auf einen defensiven Platz entwickelt hat. Nachdem der allgemeine Sinn der Variante bisher syntactisch (in Worten) dargelegt worden ist, wird die nachstehende kurze analytische (variantenmäßige) Ausführung genügen, um die Ausnutzung des Vorteils für Weiß den Lesern zu erklären.

8. e2—e3
- (Dies ist besser als 8. Da4, Ld7; 9. g3, Lc6; 10. Lg2, Sc7! zc.)
8. Sg8—f6!
 9. Sd5xf6?
- (9. oxd4! kommt in Betracht!)
9. Dd8xf6;
 10. e3xd4 Lf8—b4?!
 11. Lc1—d2 e5xd4;
 12. Ld2xb4
- (Sehr stark ist hier einfach 12. a3!)
12. Sa6xb4;
 13. a2—a3!
- (Zweifelhafter Natur wäre: 13. Sc7?, Kd8; 14. Sxa8, Tc3?; 15. Le2, Lg4; 16. 0—0! zc.)

13. Df6—e5?!

(Zieht muß Sc7? verhindert werden.)

14. Lf1—e2 Sb4—c6;
15. 0—0

(15. a6? hätte 16. Lf3 mit den Drohungen Te1 oder Lxc6? nebst Dxd4 zur Folge. Oder 15. Le6; 16. f4, Dc3?; 17. Kh1, 0—0?; 18. Tf3, De4; 19. Ld3 mit Damengewinn.)

16. Le2—f3 Tf8—d8;
17. Tf1—e1

Weiß steht evident besser, weil mehr entwickelt, z. B.:

17. De5;
 18. b4, Dxc4?
- (Ober 18. Db6; 19. De3 nebst c4—c5.)
19. Te1, Da2;
 20. Te2 mit Damengewinn.

Briefkasten. D. W. 15. Nachstehend die Lösungen unserer bisherigen Probleme. 12. März Karstedt. 1. De3—c8; 19. März Maximon 1. Dg7—g1! (Txh4 scheidet an Kd6.) Heutige Däquist 1. f2—f3.